

Nr. 162. Bromberg, den 18. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von **Richard Skowronnek.**

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schon gestern abend, als sein braunes Mädel ihm triumphierend die Nachricht brachte, der kapitale Vierundzwanzigender stände in Jagen sechzehn, hatte er gestutzt, dann aber lächelnd erwidert: „Liebe kleine Mike, den Wechsel kenne ich vielleicht besser als der Herr Forstmeister selber, seit fünf Nächten schon treibe ich mich in seiner Nähe herum, aber es hat immer nicht glücken wollen. Und bist du ganz sicher, ob der alte Herr nicht vielleicht eine ganz bestimmte Absicht hatte, als er dir's erzählte?"

„Aber wieso denn?" versetzte sie und blickte verwundert auf, „er kann doch gar keine Ahnung haben, wie wir miteinander stehen. Kein Mensch weiß es überhaupt, außer meiner Mutter, na und die spricht doch nicht darüber."

„Es ist gut", hatte er darauf gesagt und sich spätabends, als in dem Städtchen die Lichter erloschen waren, wieder einmal auf den Weg gemacht. Jetzt aber wurde ihm klar, daß er es nur einem Zufall dankte, wenn er heute nacht mit heiler Haut davongekommen war, vielleicht bloß dem Hundeblaff, der den schon auf die Blöße tretenden Hirsch wieder umkehren ließ. Sonst aber stimmte alles vortrefflich zusammen, es hatte nur eine ganze Kleinigkeit gefehlt zum Gelingen des so fein eingefädelten Planes: daß er nämlich in trunkener Siegesfreude über dem erlegten Hirsch kniete, mit scharfer Säge das Geweih vom Kopfe trennte! Dann hätte es wohl noch einen kurzen Anruf gegeben, ein paar Atemzüge danach für den Anfang des Vaterunsers, und — halali! aus — erledigt. — Ein Weidmann starb, ein hirschgerechter . . .

Sein Kompaniechef trank ihm freundlich zu:

„Prost, Naugaard, und weshalb so schweigsam?"

Er entschuldigte sich, ihm ginge noch der leider Gottes verdiente Tadel vom Vormittag im Kopfe herum. Da tröstete ihn der gutmütige Hauptmann Rabenhainer, warnte ihn jedoch gleichzeitig, sich mit der „jungen Dame aus dem Bürgerstande", für die augenblicklich wohl sein Jünglingsherz schlüge, allzuweit einzulassen. Der Beispiele gäbe es gar viele, wo ein solches Verhältnis einen sonst ganz braven Jungen den Kragen gekostet hätte. Und ganz ausführlich erzählte er die traurige Geschichte eines Kameraden aus seinem Jahrgange, des Freiherrn von Eckhenstein, der um einer Schankwirtstochter willen seinen Abschied nehmen mußte. Wie eine Klette hätte sich das kleine Frauenzimmer an ihn gehängt, ließ ihn nicht los, bis er schließlich das dem Kommandeur gegebene Ehrenwort brach, als ein schimpflich Ausgestoßener über das große Wasser ging. Das Mädel aber heiratete hinterher hier im Städtchen einen braven Ackerbürger, kümmerte sich den Teufel darum, was da drüben aus ihrem ehemaligen Liebsten geworden war . . .

Der Leutnant von Naugaard hörte nur mit halbem Ohre zu. Während sein Kompaniechef sprach, hatte ein Gedanke Besitz von ihm genommen, jagte ihm einen kalten Schauer nach dem andern über den Rücken: Wie sah denn seine Lage aus, wenn auch sein braunes Mädel ihn nicht losließ, sich womöglich gar auf die andere Seite schlug? . . . Und der Gedanke war durchaus nicht so sinnlos, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte . . .

Daß er sie nicht heiraten dürfte trotz aller heißen Liebe, hatte er ihr hundertmal schon gesagt, und sie war anscheinend damit zufrieden gewesen. Weinte ein Endchen, küßte und biß ihn fast, wenn er aber in solchen Minuten begehrlich den Arm nach ihr reckte, entwand sie sich ihm, und ihre Augen wurden dunkel. Und er ging nach Hause, lachte über sich selbst . . . Lachte sich aus, daß er seit fast zwei Jahren einem kleinen Mädel nachlief, sich aber halten mußte, wie weiland der Ritter von Toggenburg. Wenn es jedoch auf die Schummerstunde ging, stahl er sich durch den dichten Taxusgang im Kasinogarten bis zu der schadhaften Stelle in der Mauer, über die man nur hinwegzusteigen brauchte, um im Rosengarten des Fischerhofes zu stehen. Tausendmal hatte er schon beim Abschied gebettelt: „Liebe kleine Mike, komm mit, kein Menschenauge wird dich sehen", sie aber hatte nur den Kopf geschüttelt. Oder war zornig aufgefahren, wenn er zu eindringlich bat. „Genug ist's jetzt, und bleib doch fort, wenn du's nicht glauben willst, daß ich besser bin als die andern . . ."

Jetzt war ihm ja die Absicht klar, er sollte langsam an seiner Leidenschaft eingefangen werden wie vorzeiten der Freiherr von Eckhenstein! Und er glaubte auch zu wissen, weshalb man ihm im Fischerhofe bei seinen Wilderergängen allen Vorschub lieh. Einmal ereilte ihn dabei doch sein Schicksal, und ein schimpflich davongejagter Leutnant, der nichts weiter gelernt hatte als das bißchen Soldat, mußte schließlich froh sein, wenn er als Schwiegersohn des reichen Fischers Retelsdorf einen Unterstand bekam. Irgendwo weitab von der alten Garnison und den Kameraden ein Gut kaufen und als Landwirt sein Leben beschließen . . .

Von dem niedrigen Turm der Marienkirche schlug es sechs Uhr, der Nachmittagsdienst war eigentlich zu Ende. Der Jäger Weber stand schon längst mit dem „schönen Adolar" unter der breitästigen Linde, die den Eingang zum kleinen Exerzierplatz beschattete. Moppke, der Foxterrier, und Gräber, der Teckel, tobten in ausgelassenem Rundlaufe über den von unzähligen Soldatenfüßen kurzgetretenen Rasen, aber der Hauptmann Rabenhainer dachte noch nicht an ein Aufhören. Immer wieder kam er in Gegenwart des Kompanieschusters und Kammeroberjägers auf die zweckmäßigste Art zurück, einem entzweigelaufenen Paar Stiefelsohlen eine über die allgemein übliche Zeit hinausgehende Lebensdauer zu verleihen, und als der Stiefelappell zu Ende war, vertiefte er sich mit dem Feldwebel Thiel in eine Erörterung über den Stand der dritten Garnitur. Allmählich aber ging ihm der Gesprächsstoff aus, ebenso wie dem Feldwebel Thiel, die Mannschaft zog mit den revidierten Stiefeln heimwärts durch das alte Ziegeltor, und er stand vor der Notwendigkeit, über den Rest des Nachmittags

endlich einen Entschluß zu fassen. Als er mit seinem Leutnant Naugaard beim Mittagessen die Flasche Sekt trank, hatte er sich natürlich vorgenommen, sofort nach Rohnstein hinüberzureiten, dem alten, so lange entbehrten Freunde die Hand zu schütteln. Als er jedoch draußen stand auf dem kleinen Exerzierplatze und in der frischen Luft die treibenden Weingeisterchen verflogen, waren ihm einige Bedenken gekommen. Ganz plötzlich war ihm nämlich klar geworden, daß es ihm bei dem erhofften Wiedersehen um ganz wen anders ging als den alten Herrn Forstmeister Rüdiger! Und da hatte es erst ein jähes Stutzen, dann aber ein eindringliches Nachdenken gegeben.

Eigentlich war es für einen ernsthaften Mann in gesetztem Alter doch geradezu lächerlich, sein Herz an ein junges Mädchen zu hängen, das kaum die Kinderschuhe vertreten hatte. Aber das Gefühl war da, ließ sich nicht wegdisputieren. Und er entsann sich, daß es seinen Anfang genommen hatte, lange vorher, ehe die Unterredung mit dem vorsichtigen Herrn von Vahlenberg erst seine Entrüstung geweckt hatte, und dann die bittere, am Herzen fressende Eifersucht . . .

An einem stürmischen Frühlingstage war es gewesen, der feuchte Südwest trieb den See in langausrollenden Wellen, an Bäumen und Sträuchen standen die schwellenden Knospen. Und er hielt auf dem Hofe des Forsthauses, sah sich nach dem alten Jochen um, der sonst immer eilend hinzukam, ihm den Gaul abzunehmen. Im Umwenden aber fuhr ihm der Wind unter die locker sitzende Mütze, trug sie in weitem Bogen durch die Luft, um sie dann durch etliche Pfützen des Hofes in den Obstgarten zu rollen. Und vom Brunnen her klang eine helle Stimme: „Laß nur, Onkel Rabenhainer, werden wir gleich haben!" Ein schlankes Mädel mit fliegendem Blondhaar schwang sich über den Stangenzaun, er aber sah mit Wohlgefallen zu, wie die geschmeidigen Glieder ohne merkliche Anstrengung das Hindernis nahmen. Als sie jedoch auf demselben Wege zurückkehrte, blickte er zur Seite, dankte mit kurzem Gruß und schämte sich. Schämte sich in seinem ehrlichen und keuschen Mannesherzen, als hätte er mit unziemlichen Gedanken ein reines Heiligtum betreten. Und abends auf dem Heimwege grübelte er darüber, wie schade es eigentlich war, daß man sich aus dem Stande eines gesetzten Hauptmannes nicht um etliche Jahre zurückschrauben konnte, um Jahre, die man im Dienste auf dem Kasernenhofe verbracht hatte oder draußen im schwarzen Afrika. Aus Lust an wechselnden Abenteuern und zehrendem Ehrgeiz.

Viel lohnender wäre es vielleicht gewesen, daheim bei einem lieben kleinen Kameraden zu bleiben, zu wachen, daß aus einem halbwüchsigen Mädel der prachtvolle Mensch wurde, der vielleicht mehr wert war als alle Auszeichnungen in der Ochsentour des Avancements.

Die erste Kompanie, die auf der anderen Seite des Exerzierplatzes den Nachmittag beim kleinen Dienst verbracht hatte, mit Zielübungen und Turnen, kam in Sektionskolonnen vorüber, die Kerle sangen ein übermütiges Soldatenlied, das ihre Vorfahren schon gesungen hatten, als sie zum Sturme auf Turin zogen. Es hatte die gleiche Melodie wie damals, nur der Text hatte sich geändert. Statt: „Malbrouh s'en va-t-en guerre" klang es jetzt: „Ein Fähnrich zog zum Kriege, vidibum, vallera, juchheirassa, ein Fähnrich zog zum Kriege, Gott weiß, kehrt er zurück!" . . .

Der Leutnant Graf Schlippenberg, der an der Queue marschierte, hob die Hand an den Mützenschirm und trat auf ihn zu.

„Sehen wir uns nachher in Rohnstein, Herr Hauptmann?"

„Wieso?" gab er ein wenig kurz zurück, und der andere erwiderte:

„Weil ich angenommen hatte, Herr Hauptmann würden in Anbetracht der früheren engeren Beziehungen als erster den Besuch des Herrn Forstmeisters erwidern. Wir Jüngeren gedenken gegen Abend anzutreten, wie die Heuschrecken wollen wir einfallen, endlich mal wieder Rohnsteiner Schinken futtern und guten Mosel trinken!"

„Aber natürlich", sagte er darauf, „und ich bin überzeugt, der alte Rüdiger wird sich mächtig freuen. Also denn auf Wiedersehen, lieber Schlippenberg!"

Der andere beeilte sich, die marschierende Kompanie einzuholen. Der Hauptmann Rabenhainer aber schwang sich auf seinen „schönen Adolar", pfiff den beiden Hunden Moppke und Gräber und gab dem Gaul die Sporen. Wie die entscheidende Stimme des Schicksals war ihm die Anrede des Grafen Schlippenberg gekommen, alle Welt sah es als selbstverständlich an, daß er als erster den Besuch des Forstmeisters erwiderte! Und weit hinter sich ließ er alle Bedenken.

Dem vorsichtigen Herrn von Vahlenberg hatte er sich als ein ehrlicher Berater erwiesen, kein Mensch konnte es ihm verargen, wenn er jetzt seinen eigenen Zielen nachging. Zunächst einmal prüfte, ob das so plötzlich wiedererwachte Gefühl von Bestand war, dann aber den anderen beiseitenahm: „Mein Verehrtester, Sie werden sich daran gewöhnen müssen, mich von jetzt an hier öfter in Rohnstein zu sehen. Und dann werden wir ja alles Weitere erleben!" . . . Wenn der Herr v. Vahlenberg jedoch etwa aufbegehrte, legte man ihm die Hand auf die Schulter: „Keine unnützen Emotionen, lieber Herr, es ist ein ganz ehrliches Abkommen. Paßt es Ihnen nicht, brauchen Sie's nur zu sagen! Aber vielleicht kommt's auch ganz anders: die junge Dame, bei der ja doch wohl allein die letzte Entscheidung liegt, lacht uns am Ende alle beide aus. Mit irgendeinem jungen Dachs von Leutnant, an den wir eingebildete alte Esel nicht im Traume gedacht haben" . . .

Der „schöne Adolar", der eine halbe Meile weit in gestrecktem Galopp hatte gehen müssen, beschloß zu streiken. Nach dem schweren Vormittage erschien ihm diese Anstrengung als eine durchaus unziemliche Zumutung, er fiel in seinen gewöhnlichen, recht gemächlichen Kompanieschritt und schlackerte, unwillig schnaubend, mit dem Kopfe. Da lachte sein Herr und klopfte ihm begütigend den feuchtglänzenden Hals, auf dem die weißen Schaumflocken standen.

„Hast recht, Alter, wozu die Eile? Und es würde ja aussehen, als könnten wir gar nicht mehr die Zeit abwarten!"

Auf dem weiten Hofraum des Forsthauses bellten die Hunde, Moppke und Gräber waren vorausgeeilt, als die hohen Buchen sich zu lichten anfingen, und es hatte nach der langen Trennung eine gar stürmische Begrüßung gegeben. Robbie, der Hühnerhund, heulte vor Freude, die Rohnsteiner Teckel sprangen an den langentbehrten Lenzburger Gästen in die Höhe, schrien mehr als sie bellten, und es fand ein allgemeines Überkugeln statt, ein freundschaftliches Zerren und Beißen.

Der alte Jochen trat in die Tür des Pferdestalles, beschattete mit dem Handrücken die Augen gegen das grelle Licht der schon im Westen stehenden Sonne, als er aber sah, daß vor der Freitreppe ein Reiter im grünen Waffenrocke hielt, sprang er so rasch hinzu, als die steifen Knochen es erlaubten. Der Hauptmann Rabenhainer schwang sich aus dem Sattel, wollte dem alten Knechte den Auftrag geben, den „schönen Adolar" eine Weile lang auf dem Hofe herumzuführen, ehe er ihn in den kühlen Stall einstellte, aber er kam nicht dazu.

„Onkel Rabenhainer", klang es von oben auf der Freitreppe, und eine schlanke junge Dame im hellen Kleide sprang in zwei langen Schritten die Stufen hinab. Und ehe er sich's recht versah, lagen ihm ein Paar weiche Arme um den Hals, zwei rote Lippen küßten ihm stürmisch den schnurrbärtigen Mund: „Onkel Rabenhainer! Nein, ist das eine Freude . . . ist das eine Freude!" . . .

Da erwiderte er natürlich die herzhafte Begrüßung, hielt den schlanken Mädchenkörper ein Weilchen länger fest, als es vielleicht nötig gewesen wäre.

„Elsbeth, Schmaltierchen!" . . . Und nach einer kurzen Pause, in der sie Gesicht an Gesicht standen in enger Umarmung, sagte er in ehrlicher Verwunderung: „Donnerwetter, Mädel, bist du aber hübsch geworden!" . . .

Sie entwand sich ihm errötend, trat einen Schritt zurück.

„Onkel Rabenhainer! Du machst mir Komplimente?!" . . .

Da entschuldigte er sich natürlich, die Bemerkung wäre ihm nur so entschlüpft. „Onkel Rabenhainer!" In den beiden Worten lag die ganze Erklärung für die stürmische Begrüßung. Dem andern wäre sie natürlich nicht so an den Hals geflogen, aber es fragte sich, was für den Begrüßten

wertvoller war. Der harmlose Kuß oder eine scheue Zurückhaltung, hinter der sich die aufkeimende Liebe barg? . . .

Sie schritten in das Haus. Elsbeth bat um Entschuldigung für den abwesenden Vater, der einen kurzen Gang zur nächsten Försterei unternommen hätte, und sie saßen sich in dem dämmerigen Gemache, an dessen Wänden zahllose Hirschgeweihe und Rehkronen hingen, gegenüber. Breitästige Linden, zwischen deren blütenbeschwerten Zweigen honigtragende Bienen summten, beschatteten die Fenster. Auf dem Schreibtisch stand ein kunstvoll in Pastellfarben ausgeführtes Bild der in jungen Jahren verstorbenen Frau Forstmeisterin. Ein gar liebreizendes Gesichtlein mit einem schalkhaften roten Mund und dunkelblau leuchtenden Augen unter schwerem Blondhaar.

Wenn Hauptmann Rabenhainer die der Mutter gleichende Tochter anblickte, fing er an zu verstehen, daß der alte Herr Forstmeister ein Leben lang um sein früh verlorenes Glück zu trauern vermochte. Köstlich mußte es sein, sich einen so lieben Kameraden zu gewinnen, ein Schlag aber, der den innersten Lebensnerv traf, ihn nach kurzer Frist wieder herzugeben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Alali.

Humoreske von Leo am Bruhl.

Wir waren nach einem harten Tage auf die Schlafmatten gekrochen, als der Trompeter das Zeichen „Lichterlöschen" für Station und Dorf blies. Die drei schwarzen Heilgehilfen lagen im Ordinationsraum bei ihren Mikroskopen, die von den Bangala wegen der lustigen Gläser allzu sehr begehrt wurden. In der sogenannten Apotheke schlief ich in dieser Nacht allein; der Chef war nachmittags plötzlich losgerattert, um einen Baumwollfarmer zu verarzten, den eine grüne Baumschlange in die Hand gebissen hatte.

Um Mitternacht weckte mich der Waschboy aus sicherer Entfernung mit einer langen Stange, weil ich ihm als mürrisch bei solchem Anlaß bekannt war. Die Stange konnte mich aber nicht hindern, barbarisch zu fluchen. Wie ich damit zu Ende war, flüsterte der Boy, ein großer Mann sei mit dem Auto angekommen und wünsche mich zu sprechen.

Ein schlanker junger Mann in vollendetem Tropenanzug, geradezu einem Tripolis-Film entlaufen, stellte sich gleich darauf als Dr. Carrel vor, Militärarzt mit Kongokommando, sechs Monate Ausbildung in der staatlichen Schule für Tropenmedizin in Brüssel, zwei Monate Dienst bei der Küstenstation Matadi, seit fünf Tagen mit zwei neuen Mikroskopen und einer Kiste amerikanischen Tryparsamids unterwegs, dessen Eignung als Mittel gegen die Schlafkrankheit geprüft werden sollte. Seit dreißig Stunden war der gute Junge in einem altersschwachen Kleinauto herumgerodelt, bis er uns jetzt um Mitternacht wie durch ein Wunder gefunden hatte.

Ich hörte seinen Odysseebericht nicht in hundertprozentigem Wachzustand, bat ihn aber, als er verstummte und wohl alles gesagt hatte, was ihm das Herz abdrückte, er möge sich vorläufig auf das landesübliche Prunkbett des abwesenden Chefs hinpacken und einen Schlaf tun, denn ich hätte am vergangenen Tage über vierhundert Nigger mit Atoxyl geimpft, außerdem drei Beine amputiert und sonstige unappetitliche Sachen gemacht, so daß ich hundemüde sei und keine geistvollen Nachtgespräche mehr führen könne.

Herr Carrel pappte eine Sekunde grüßend die Hand an den Rand des vorbildlichen Tropenhelms, der zur Nachtzeit gegen Mondsucht bewahren mochte, und fragte mich in zuvorkommender Weise, ob ich etwa dienstliche Befehle für ihn habe. Nun sind so dicht am Äquator dienstliche Befehle eigentlich recht niedrig im Kurs, aber wie er mir das hier so hübsch vorkaute, nahm ich es dankbar an und gähnte ihm wohlwollend hin, er möge doch den Nachtdienst übernehmen. Unser Nachtdienst trat übrigens nur auf Anruf in Tätigkeit, wenn im Umkreis von zwanzig Kilometern eine Standesperson im Sterben zu liegen vorgab; das kam so selten vor wie ein gutgewaschener Kongoneger.

Herr Carrel tippte noch einmal mit dem Zeigefinger an den Korkhut, trat ab und verschwand ins Freie. Ich wollte mich noch erkundigen, welche Wichtigkeiten ihn hinaus trieben, aber über dem guten väterlichen Vorsatz schlief ich ein. —

Es herrschte noch Stockdunkelheit in der Schlafapotheke, als ich zum zweiten Male wach wurde. Diesmal war nahe bei den Baracken der Medizin-Mission ein Höllengeschrei. Ein Neger heulte in langgezogenen Tönen wie ein in die Falle geklemmter Schabrackenschakal, und ein anderer mit einem Schimpansenbaß schien den Schreienden unausgesetzt zu immer lauterem Gebrüll anzuhalten, höchstwahrscheinlich unter Zuhilfenahme einer hierzu besonders geeigneten und im Lande eingeführten Krokodillederpeitsche. Ich nahm mir vor, am nächsten Tage den schwarzen Sergeanten, der hierorts den Oberbefehl über die zwölf Mann Kolonialarmee führte, gehörig abzureiben, und nickte denn auch über diesem Gedanken ein.

Wieder nur für kurze Zeit. Dann fuhr ich ernstlich erschreckt hoch, denn ich hatte eine erregte Stimme gellen hören, die französisch herumschimpfte, und mußte nun erst ein wenig mehr wach werden, um dahinter zu kommen, daß es einfach der freundliche Dr. Carrel war, der, statt auf dem Ohr zu liegen, in der afrikanischen Nacht herumgeisterte und unzeitgemäßen Krach machte. Wahrscheinlich hatten sie ihm die Reifen vom Wagen gestohlen, um Armbänder daraus zu schneiden, oder ihm den gesamten Bestand an Eau de Cologne d'Orsay ausgeführt, um diesen vorzüglichen neunzigprozentigen Schnaps zu trinken, ehe die Sonne über die Berge kroch. Alles dies war nicht meine Sache. Ich hatte nur eine Pflicht, die, zu schlafen; denn am nächsten Tage waren weitere Fünfhundert zu untersuchen und zu impfen, dabei viele Fälle von Malaria, von Aussatz, Geschwüren und Darmkrankheiten zu behandeln. Carrel mußte sich gewöhnen, selbst auf seinen Habseligkeiten zu sitzen, wenn er sie behalten wollte; in diesem Zoo gab es keine uniformierten Wärter.

Mit einem Grinsen duselte ich wohl wieder in den Schlaf hinüber.

Jedoch, es sollte in dieser verwünschten Nacht keine Ruhe werden. Ich wurde zum dritten Male geweckt und erkannte schon wieder das Kasernenhoforgan des neuen Assistenten, dem jetzt gleich vor der Apotheke der Schimpansenbaß antwortete, der mutmaßlich dem Sergeanten Tumwa zu eigen war. Hörte ich recht, dann predigte Tumwa fortwährend denselben beschwichtigenden Satz, während Dr. Carrel immer hitziger schrie und sich damit selbstverständlich lächerlich machte. Er schien den Unterschied zwischen Brüssel und dem Uélé noch nicht genügend begriffen zu haben.

Aber weshalb war denn nur die Brüllerei da draußen im Gange? Weshalb, beim bösen Geist Likundu, mußte denn meine Nachtruhe gestört werden? Weshalb verzog sich der Filmdoktor nicht in seine Koje? Weshalb bauzte er den schwarzen Sergeanten an, der das Muster eines Stationskommandanten war? Weshalb? Weshalb? —

Da warf mich die Wut unter dem Mückennetz heraus, daß die ganze Apotheke ins Scheppern geriet. Die Hosen hoch, den Gurt zu, den Lederknüppel in die Faust und ins Freie!

„Tumwa!"

„Monganga! Hier! — Mondele mabe, ein böser Weißer!" grollte Tumwa.

„Nein", stritt ich das ab, „es ist ein guter Doktor wie ich!"

„O, kein monganga! Schreit viel um nichts. Versteh' nicht. Immer seltsame Streit mit Alali. Alles gut doch, Monganga!"

Carrel legte die Finger wieder an das Hütchen, stand stramm wie zu Hause: „Ich habe, wie befohlen, den Nachtdienst versehen und fand den Posten mit dem ungeladenen Gewehr in der Hand schlafend. Ich verlangte von dem diensthabenden Sergeanten, daß der Mann sofort abgelöst und zur Bestrafung gemeldet werden sollte, was hiermit geschieht. Aber Tumwa hat den Posten verprügelt und wieder auf dieselbe Wache gestellt. Eine Stunde später fand ich die Wache zum zweiten Male schlafend. Ich holte den Sergeanten und ließ ihn jetzt selbst Wache stehen. Aber bei der nächsten Ronde schlief auch Tumwa neben dem Feuer. Sie werden wohl dem Kriegsgericht . . ."

Ich schnitt schleunigst mit einer knappen Geste den Fluß der Rede ab. „Du wirst bis zum Morgen weiter wachen, Tumwa!“ ordnete ich an, nahm meinen forschen Assistenten am Ärmel und zog ihn in die Stille der Apotheke.

„Ich halte es für gut, wenn Sie morgen früh die Station wieder verlassen“, erklärte ich ihm dort in aller Freundschaft, „denn Sie haben sich hier schon unmöglich gemacht. In Matadi wird man das begreifen und Sie einer anderen Mission zuteilen.“

„Aber, was hätte ich mir zuschulden kommen lassen?“

„Sie sind hier Arzt, Herr Carrel, aber nicht General. Der Höchstkommandierende am Platze ist Tumwa, und er versteht sein Handwerk großartig. Was Sie an der raschen Bestrafung sehen konnten. Meldung und Strafakten gibt es nicht, auch kein Kriegsgericht.“

„Aber die Wachtposten schliefen doch und vergingen sich gegen . . .“

„Vergingen sich gar nicht“, fiel ich ihm ins Wort. „Am Kongo ist die Wache — wie auch in Europa — meist nur dekorativ. Mit dem Unterschied, hier verhält man sich folgerichtig — der Posten schläft!“

„Dann ist es eben keine Wache“, beharrte der Militärarzt.

„Wache stehen heißt hier: „Alali sentiri“, und das bedeutet wörtlich „Schildwache schlafen!“ Wollen Sie noch deutlichere Beweise? — Nun, gute Nacht, Dr. Carrel!“

Dr. Carrel blieb drei Tage mit Zustimmung des Chefs; dann mußten wir ihn doch nach Matadi zurück schicken, denn die Bangala sangen schon Spottlieder auf den „monganga Boula-Matari“, den Doktor General-Gouverneur.

Suche die Seele deines Kindes.

Von **Artur Brausewetter**.

Das war eine selbst in unserer Zeit verwegener Räuberromantik unerhörte Geschichte, die sich kürzlich in einem Villenvorort meiner Heimatstadt ereignete. Nacht für Nacht die schwersten Einbrüche. Wohlorganisierte, planvoll ausgeführte Raubzüge, reich an Beute. Alles sprachlos. Wachsende Erregung. Fieberhafte Arbeit der Polizei. Kein Ergebnis. Nicht einmal eine Spur.

Endlich. Bei einem Einstieg in ein großes Kaffeehaus, das erst vor einer Stunde die Gäste verlassen, faßt man die Bande.

Wer?

Die Söhne angesehener Eltern. Der eine unmittelbar vor der Reifeprüfung eines Gymnasiums, ein anderer Student der Technischen Hochschule, der seine Kenntnisse und hervorragenden Gaben auf dem Gebiete der Technik und Elektrizität in den Dienst seines Verbrechertums stellt.

Aber auch kleinere, hübsche, frische Jungen dabei. Der eine ein zärtlich veranlagtes Kind, der Mutter Sonnenschein. Abend für Abend ließ er sich von der Mutter zudecken, betete mit ihr sein kindlich frommes Nachtgebet. Und während sie ihn oben auf seinem Zimmer in Gottes Hut eingeschlummert glaubte verließ er das elterliche Haus, begab sich auf seine nächtlichen Raubzüge.

Man fiel mit schweren Vorwürfen über die Eltern her, die ohnehin auf das furchtbarste betroffen waren, warf sich in die Brust: „Das wäre bei meinem Jungen unmöglich gewesen. Undenkbar!“

Genau so dachten jene Eltern. Nicht der leiseste Argwohn regte sich in ihren Herzen gegen ihre Lieblinge. Wie sollten sie auch darauf kommen, daß ihr Junge, der die besten Zeugnisse aus der Schule brachte, zu Hause wohlgesittet und artig war, mit den Söhnen der ersten Familien treue Freundschaft pflegte — Abend für Abend das elterliche Haus verließ, Diebesgeschäfte verrichtete, um des Morgens froh und frisch in seine Schule zu pilgern.

Ist es nicht immer so? Werden wir nicht von denen getäuscht und hintergangen, von denen wir es zu allerletzt für möglich gehalten? Wer verschwindet eines Tages mit der gefüllten Geschäftskasse? Wer begeht die kühnsten Unterschlagungen? Doch nie der, dem der Chef aus irgend einem Grunde nicht traute. Sondern der, den er für unbedingt zuverlässig, gewissenhaft und treu erachtete.

Und das Ergebnis?

Daß wir keine Ahnung von dem haben, was in dem anderen ist. Daß man verheiratet sein, in glücklicher Ehe leben, daß man Sohn und Tochter, Bruder, Schwester, Freund haben kann, aber ohne Ahnung, was in ihnen ist.

Verhängnisvoll aber tritt diese Entfernung von Mensch zu Mensch, dies vollkommene Fremdsein in dem anderen in der Erziehung hervor.

Wie ungezählte Väter, mit den Obliegenheiten, Sorgen und Kämpfen ihres Berufes Tag ein, Tag aus beschäftigt, haben von dem, was in ihren aufwachsenden Söhnen ist, nicht die leiseste Ahnung. Wieviel Mütter sind treu um ihre Kinder besorgt, leben und wirken für sie, während die Seele ihrer Tochter, ihres Sohnes innerste Welt ihnen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt. Und wenn dann etwas geschieht, was sie nie für möglich gehalten — dann stehen sie ratlos, tatlos vor dem Unbegreiflichen.

Woher kommt das?

Weil die Erziehungsgrundsätze und Erziehungssorgen auch der besten Väter und Mütter zu sehr auf das Äußerliche eingestellt sind.

Daß ihr Sohn versetzt wird, einen einträglichen Beruf ergreift, daß ihre Tochter die rechten Manieren erhält, im Umgang mit anderen gefällt, das ist vielen Eltern die Hauptsache.

Gewiß, auch das muß sein. Für eine rechte Erziehung aber ist es immer nur das Technische, das Untergeordnete. Nicht ihr Inhalt.

Ihr Inhalt aber heißt: Suche die Seele deines Kindes! Suche Kenntnis von dem zu erhalten, was in ihm ist! Denn nur dies kannst du pflegen und entwickeln. Was ist Handeln in der Erziehung? Das gibt es gar nicht. Nie können wir unsere Kinder zu dem machen, was wir wollen, sondern allein zu dem, was sie wollen, d. h. was bereits in ihnen enthalten ist.

Deshalb gibt es nur einen Erziehungsgrundsatz: Suche die Seele deines Kindes! Versetze dich in sein Denken, Fühlen, seine Neigungen und Anlagen, als lebtest du in ihm!

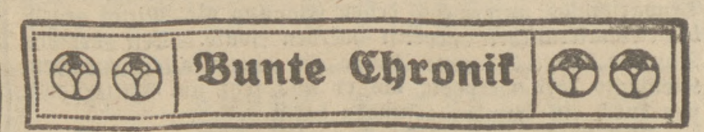
Und dann gehe an die Arbeit! Oder vielmehr: Dann übe deine Kunst! Denn es gibt keine größere Kunst und Kunstübung als eine rechte Erziehung. Die „königliche Kunst“ nannten sie die Alten.

Welche Kunst ist das?

Die Gärtnerkunst. Beschränke deine ganze Erziehung auf sie! Fördere, pflege mit der Geduld und Kraft der Liebe die guten und edlen Triebe in deinem aufwachsenden Kinde! Beschneide die schlechten und ungesunden!

Suche die Seele deines Kindes!

Dann bist du ein Erzieher, der königliche Kunst übt. Dann wirst du Freude und Glück in deinen Kindern finden.



* **Der Wert eines Passes ist relativ.** Vor einigen Monaten erregte die Nachricht Aufsehen, daß ein Londoner Rechtsanwalt, der aus Versehen statt seines eigenen den Paß seiner Frau eingepackt hatte, mit diesem über vier Grenzen bis nach Italien und zurück fuhr, ohne daß ihn ein Grenzbeamter oder ein Zollbeamter auch nur behelligt hätte. Dabei sieht sich der Rechtsanwalt seiner Frau nicht einmal ähnlich. Jetzt ist aber noch eine ganz andere Sache passiert. Ein Schweizer namens Nüfli aus Bern bemerkte, als er bereits in dem D-Zug Paris—Wien saß, daß er nichts als seinen Hundepaß (das Bild zeigte einen kleinen struppigen Promenadenpinscher) bei sich führte und keinen Ausweis besaß. Und mit dem Hundepaß fuhr der Mann durch den ganzen Balkan, und es taucht der Verdacht auf, daß man ihn nur deshalb überall passieren ließ, damit er diese schöne Geschichte erleben konnte. Das eine ist aber ziemlich sicher: Über die polnische Grenze wäre der eine wie der andere sicher nicht gekommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.